

Vom Volksblatt "Säntis" zum eigenen Blatt "Der Demokrat"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **143 (2016)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-632534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Volksblatt «Säntis» zum eigenen Blatt «Der Demokrat»



Hans Konrad Sonderegger posierte 1931 vor der Lufthansa-Maschine, mit der er nach Skandinavien reiste. Das Bild aus Sondereggers Nachlass im Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich lässt sich wie eine Illustration des Zeitungsartikels «Am Flugplatz» lesen. – Der Flug führte ihn und seinen Bruder René Sonderegger nach Finnland: «Wir haben eine Geschäftsreise meines Bruders dazu benutzt, um von Helsingfors (Helsinki) den Rückweg über Leningrad zu nehmen, wozu wir das Visum in Berlin bekommen haben», hielt HKS über seine Reise fest. In einem Brief an Bundesrat und Aussenminister Giuseppe Motta äusserte er sich danach vernichtend über die armseligen Zustände in der Sowjetunion. Für eine solche Berichterstattung hatte HKS keinerlei Auftrag seitens des Politischen Departementes, aber beide Brüder Sonderegger scheuten sich nie, ihre Meinungen bei den zuständigen Bundesräten zu deponieren.

Rechts: HKS war von 1924 bis 1935 Redaktor beim «Säntis», dem «Volksblatt für den Kanton Appenzell und dessen Umgebung», das gleichzeitig amtliches Publikationsorgan für Teufen war. Ende November 1935, nachdem er als Ständerat abgewählt worden war, musste HKS den «Säntis» verlassen. Bereits 1927 war er zusammen mit seiner Familie von Teufen in seinen Geburts- und Heimatort Heiden ins Haus «Rose» am Kirchplatz gezogen.

Nächste Seite: Am 21. März 1936 veröffentlichte Hans Konrad Sonderegger die Nr. 1 seines Blattes «Der Demokrat». Bis April 1941 erschien das Sprachrohr des Freiwirtschafters, das sich in Kürze zur zweitgrössten Zeitung von Appenzell Ausserrhoden entwickelt hatte, wöchentlich dreimal: eine bewundernswerte Leistung, wie Walter Schläpfer in seiner «Pressegeschichte» festhielt, denn Sonderegger eröffnete fast jede Nummer mit einem Leitartikel aus seiner Feder und war auch Autor manch anderer Beiträge im lokalen Teil. Nach Sondereggers Tod 1944 übernahm Tochter Annina die Redaktion. «Der Demokrat» existierte noch bis 1951.

Teufen, Freitag

N. 43

31. Mai 1929

Abonnementspreis:

Gährlich frk. zugestellt	Fr. 9.—
Halbjährlich	4.50
Vierteljährlich	2.40
1 Monat	0.90
2 Monate	1.80
Ausland 1/2 Jahr	6.00

Interaten-Aufträge nehmen alle
Annoncen-Expeditoren entgegen

Telephon 47

Santis.

Volksblatt für den Kanton Appenzell und dessen Umgebung

Verleger H. Stadelmann

Amtliches Publikationsorgan für die Gemeinde Teufen

65. Jahrgang

Am Flugplatz.

Dr. S. Wenn Sie an einem schönen Sommerabend, ge-
fäßt oder müde oder enttäuscht vom Getriebe der Stadt,
eine schöne Stunde verbringen wollen, dann gehen Sie
nach Zünderdorf hinaus, setzen sich in der Wirtschaft am
Flugplatz an einen Tisch im Freien und lassen, wunschlos
und geruhig, all die verschiedenen Eindrücke an Sie her-
ankommen. Sie werden den Abend nicht bereuen.

Ein großes Verkehrsflugzeug flog über mich hin, als ich
ohne bestimmten Plan nach der Stadt zurückfahren wollte.
Da kam mir der Gedanke, den Flugplatz zu besuchen und
vielleicht gar noch die Landung zu sehen. So lag ich denn
bald am Tisch im Freien und erlebte gerade noch den
Empfang der Luftstreife, die das dreimotorige Flugzeug
aus irgendeiner fernen, fremden Stadt gebracht hatte. Der
Eindruck ist merkwürdig. Schon ein gewöhnlicher Bahnhof
hat ja etwas Geheimnisvolles und Lokales an sich. Da
liegt das Geleise, zwei einfache Eisenbahnen, und zieht sich
ohne Unterbruch in alle Welt hinaus; ganz unten im
Süden, vielleicht in Messina, fängt es an und oben im
Norden, am anderen Meer, hört es auf, alles ein einziges,
ungetrenntes Stück, ein doppeltes Band, das auf alle
Pänder gelegt ist. Fremde Menschen schauen mit staunenden
oder müden Augen aus dem Wagen, der von Ventimiglia
kommt und nach Berlin weiterfährt; auf dem Nebengeleise
geht es nach Paris oder nach Konstantinopel oder vielleicht
auch bloß nach Nizza oder Schiffler. Und alles ist voll
von Menschen, die kommen und gehen, ein Ziel suchen oder
eben erreicht haben. Was ist die ganze Völkerwanderung im
Vergleiche zur Menschenverflechtung, die heute ein einziger
Tag bringt. Hundert Generationen sind in Jahrhunderten
nicht derartig durcheinander geworfen worden, wie wir
heute durcheinander geworfen werden, und zwar mit einer
Selbstverständlichkeit, daß wir gar nicht mehr merken, wie
merkwürdig das alles ist. Oder ist es nicht merkwürdig,
wenn man heute in Bern oder Basel oder im Ausland ist
und morgen wieder daheim, als ob gar nichts geschehen
wäre? Und dabei hat man auf der kürzesten Reise Menschen
gesehen, deren Großväter von der Schweiz überhaupt nichts
wußten. Menschen, die uns durch ihre bloßen Stimmen und
Plein Runde von allen möglichen Völkern und Ländern
geben. Und nun ist dieses eiserne Band gar nicht mehr not-
wendig, um Menschen aus größter Ferne zu uns zu
bringen. Die wertvolle Lebensluft, die ich gleich einem süßen
Trankstoff schürte, ist zum Geleise geworden. Noch einmal
taucht über dem grünen Hügel ein Flugzeug auf, neigt
sich in sonnenreichen Kreisen zur Erde und kommt über die ebene
Biese donnernd auf uns zu. So ist auch die Luft zum
Bande geworden, das alle Völker umschlingt, und wiederum
kommt mir alles, was so selbstverständlich scheint, ganz
merkwürdig vor: in dieser selben Luft liegt sich das gleiche
Flugzeug in Berlin oder in Paris senkt zur Erde, gibt
seine Last ab, nimmt neue auf und tut seinen Dienst als
bescheidener Diener an einem großen Werke.

Eigenartig ist die Mischung von ländlichem Idyll und
modernstem Verkehr, die man in Zünderdorf erlebt. Die
Landschaft ist schön. Am Rande der Ebene schmiegt sich
das Dorf, von Bäumen halb verborgen, an den Hang des
Hügels und dieser Hügel mit seinem Wald aus dunklen
Tannen und hellen Buchen ist eine Wipfel für Augen und
Seele. Wegen Offen verliert sich die Landschaft in Hügel-
ketten, die allmählich im Abendganz verschwinden und
weite Fernen vermuten lassen. Eine große Schärfe zieht
über den Hängen. Die Abendsonne macht aus den Rücken der

Tiere Silberstreifen, wie Segantini sie gemalt hat. Alles
atmet Ruhe, Frieden, beschauliches Dasein. Man sieht da
und vergißt, daß man Geschäfte und Sorgen hat. Und aus
dieser Ruhe heraus betrachtet man auch die Flugzeuge und
alles, was diesem jüngsten Verkehrswege zugehört. Da
stehen die Männer das dreimotorige Flugzeug wieder ins
Feld hinaus; die Motoren sangen zu hören an, aber nicht
zur Lust, sondern zur Verfolgung im Schuppen, der
weiter hinten liegt. Ein anderes Flugzeug wird gerade
neben uns verpackt. Man meint, daß sich der Feierabend all-
mählich auch auf den Flugplatz und seine improvisierten
Bauten lege. Aber eine Aufschrift verrät, daß noch ein
Flugzeug nach München und eines nach Basel fahre. Und
dort, im andern Schuppen, wird sogar das große Tor wie-
der geöffnet und man schleppt ein Flugzeuglein heraus,
das neben den großen Verkehrsflugzeugen aussieht wie eine
Bachforelle neben einem Hecht. Es heißt Elisabeth, ein pri-
vates Kleinflugzeug, das zu furen anfängt wie ein Großer
und sich rasch in die Luft hebt, um noch in der Abendsonne
nach St. Gallen zu fliegen. Einige Fahrgäste kommen an
und sehen sich ins Flugzeug, so wie man sich in den Bahn-
wagen setzt. Mechaniker stützen die Blechhaube über dem
mächtigen Motor auf und überprüfen die Maschine. Ein
Jah Benzin wird angefahren und ins Flugzeug entleert.
Dann ist alles zur Fahrt bereit, der Motor springt an, die
Maschine fährt langsam gegen die Militärkuppeln zu,
wendet dort und verschwindet nach ein paar Schleifen im
goldenen Dunst der Abendsonne. Man schaut sich wieder in
der Nähe um. Dort steht ein Gruppen Piloten, die
Leberjude umgeworfen, die Schutzhülle auf der Stirne,
junge sympathische Menschen. Man erblickt auf einmal,
daß alle Menschen, welche mit der Fliegerei zu tun haben,
jung sind und einen ganz besonderen Ausdruck haben. Die
Maschine macht und erhält den Menschen jung; das sieht
man schon beim Automobil. Und die Herrschaft über soviel
gesammelte Kraft, wie sie in einem Motor steckt, gibt dem
Menschen eben jenen Ausdruck, der schwer zu beschreiben
ist. Ein neues Geistesbild wächst heran oder ist unter unsern
Augen schon herangewachsen, ein Gesicht, das durch die
Maschine zu Selbstsicherheit und Verantwortung kommt. Man
erkennt diejenigen, welche ihre Maschine lieben; die Schön-
heit der Maschine spiegelt sich auf ihrem Gesicht. Denn von
der Schönheit der waldigen Hügel und des Abendhimmels
lehrt der Blick in die Nähe zurück und entdekt nun die
Schönheit der Maschinen. Da sind Flugzeuge, die mit ihren
mächtigen Schwingen, ihrem schlanken Leib, ihrer energischen
Stirne wunderbar sind zum Anschauen. Da sind Automobile,
die ebenfalls zu einem Flugplatz gehören, deren Schönheit
vollkommen ist, weil der Zweck in seiner entsprechenden
Form zur Ausgestaltung gekommen ist. So klingt alles,
Landschaft und Menschenwerk, zu einer eigenartigen Sym-
phonie von Schönheit und Jugend, Frühlings und Kraft zu-
kommen. Landschaft und Menschenwerk sind keine Gegen-
sätze mehr, so sehr man auch die Schuppen und niedrigen
Häuschen als Gegensatz zur Natur empfinden mag. Man
findet den Übergang und die Verbindung von einem zum
andern, weil die Schönheit stets dort zu finden ist, wo eine
schöpferische Tätigkeit sich sinnvolle Ausgestaltung erhalten
hat. — Zu allem kommt die Wirkung des Fernen und
Fremden, die auf einem Flugplatz vielleicht stärker ist als
anderwärts. Das ist ja für viele Menschen die große Tragik
des Lebens, daß man um des Brotes willen festhaft sein
muß, während das Ferne und Fremde die Seele mit aller
Gewalt der Sehnsucht lockt. Und nun taucht hier aus dieser
einen Flugzeug auf, stellt sich anmutig auf den Hängen

gleich einem lebenden Wesen, das vorerst mit einfühligem
Füssen den Boden abtastet, und bringt uns den Hauch des
Fremden, und ein anderes erhebt sich und verschwindet im
Dunst, um wiederum irgendwo in der geheimnisvollen Ferne
sich auf den Hängen zu setzen und dort einen Hauch aus
unserer eigenen Welt zu bringen. Wir schauen dem Treiben
zu, wunschlos und ruhelos und trotzdem felle ergreifen von
einer Sehnsucht nach der Ferne und nach einer Befreiung
aus aller Gebundenheit und Beschränkung.

Ein solcher Abend in Zünderdorf ist schön. Darum sage
ich: wenn Sie vom Getriebe der Stadt gelöst oder müde
oder enttäuscht sind, dann gehen Sie sich an den kleinen
Tisch im Freien und Sie werden erleben, daß Landschaft
und Menschenwerk die Sorgen verschicken und Ihnen eine
schöne Abendstunde schenken.

Unser Grenzwachtkorps.

G. Wohl die wenigsten Schweizer sind sich bewußt, daß
unser Land neben seiner Milizarmee auch ein stehendes
Heer unterhält, eine Berufsarmee mit streng militärischer
Ausbildung und Einteilung. Man braucht ob dieser Fest-
stellung freilich seiner zu erschrecken oder gar böse zu träumen
von Militarismus und Neutralitätsverletzung; im Gegen-
teil: dieses kleine ständige Heer von rund 1500 Mann,
unser Grenzwachtkorps, ist gerade die allererste Neu-
tralitätssicherung, unser vorbestimmter Grenzschild in militä-
rischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Es stellt eine dünne
aber zuverlässige Postenkette dar, die sich der ganzen Lan-
desgrenze entlang hinzieht. Von seiner Blickweite hängt
das gesamte Zollwesen des Bundes ab. Die Zöllner und
Grenzwächter sind es, die der Eidgenossenschaft jene mehr
als 200 Millionen Franken jährlicher Zollentnahmen sichern;
sie sind die ersten schweizerischen Amtspersonen, mit denen
der aus dem Ausland zureisende Fremde in Berührung
kommt; sie haben mitzubehalten bei der Durchführung einer
großen Zahl eidgen. und kantonalen Befehle, sie sind die
äußersten Vorposten der Landesverteidigung. Dieser außer-
ordentlich große Aufgabenzirkel und der wichtige und strenge
Dienst erfordert tüchtige Leute mit gründlicher Ausbil-
dung. Bis vor wenigen Jahren wurden zum Ersatz aus-
scheidender Grenzwächter je nach Bedarf Rekruten einzeln
oder in kleinen Gruppen eingeeiltet und auf ein Probejahr
einem Grenzposten zugeteilt. Unter Anleitung des Posten-
chefs und der Kameraden lernten sie so allmählich die
praktischen Seiten ihres Berufes kennen, während die theo-
retische und allgemeine Ausbildung mehr oder weniger vom
Gehalt ihrer Lehrgänge und der Wirtschaft nachheriger
Stufe abhing. Erstmal im Jahr 1926 wogte man einen
Versuch mit einer speziellen Rekrutenschule für Grenzwächter
der deutschschweizerischen Zolltruppe 5 und 6 in der Grenz-
wächterschule in Bern, wobei die Ausbildung vornehmlich
in den Händen von Grenzwachtoffizieren und Beamten des
Betriebsdienstes lag. Die dabei gemachten Erfahrungen
waren so gut, daß sich die Oberkommandierenden zu einer Gen-
eralisierung der Rekrutenausbildung für alle sechs Zoll-
truppen entschloß. Seit 1927 wurden alljährlich solche Ein-
führungskurse organisiert, erst mit einer Dauer von 4, heute
von nur 3 Monaten.

In diesen Tagen geht in der Kaserne von Genf die dies-
jährige Grenzwachterschule zu Ende. Da mag es inter-
essieren, einiges von der Ausbildung und der Arbeit unserer
Grenzwächter zu vernehmen.

Meist laufen die Anmeldungen für den Zolldienst sehr
zahlreich ein, und zwar melden sich junge Leute aus allen

Frühlings Nr. 14 - Nachdruck verboten

Die goldene Brücke

Ein Roman aus der Wiederkehrzeit

Amerikanisches Copyright 1918 by Anny Wolke-Mahn, Leipzig

Henriette Bauer saß tief aufatmend in einem Sessel und
schlug beide Hände vor ihr erschöpftes Gesicht.

Was war das gewesen, das sie dorthin so festlich durchsucht
hatte in grenzenlosem Weg und doch mit solch jubelndem
Glück, daß ihr das Blut heiß in die Wangen stieg?

„Henriette!“ tönte eine Stimme von der Tür her, und
der auf den sie gewartet, Jahr um Jahr, daß er sie nur ein
einziges Mal suchte, stand vor ihr.

„Henriette, du weinst?“ fragte Andreas Stimme und
spöttisch aufleuchtend setzte er hinzu: „Du kannst sogar
weinen?“

„Ich weine nicht“, gab Henriette trotzig zurück und
strich mit der linken Hand über ihre tränenlosen Augen.
„Was willst du überhaupt hier? Ich muß mich einige
Minuten kausieren von dem Lärm und dem Gerede der
Wenge. Laß mich allein.“

Doktor Andreas Bauer lachte hart auf.

„Wie du dich selbst betrügst, Henriette. Furcht hast du
— einfach Furcht vor mir.“

Henriette sah ihn durchdringend an.

„Du bist reichlich selbstbewußt, Andreas.“

„Ich möchte, ich wäre es immer gewesen, mir wäre
vielleicht erpart geblieben.“

„Was willst du von mir?“

„Abrechnen, Henriette. Es hat lange gedauert. Früher
— so töricht das auch klingen mag — hatte ich nicht die
Kraft dazu. Ich war ja damals nur ein willenloses Werkzeug
deiner Hand, ein dummer Junge. Dein Rerart hat meine
Kräfte in den sechs Jahren, die zwischen einst und jetzt
liegen, gestählt.“

„Was sieht dich an, bist du von Sinnen? Bagst du, so
der Frau deines Vaters zu begreifen?“

„Du vergißt wohl, daß diese Frau einst meine Braut
war?“

Frau Henriettes schwarze Sommerhaare flammten fast
verächtlich auf.

„Erinnere dich, lieber Andreas, an das, was du eben selbst
bekanntest, daß du damals ein dummer Junge warst, der
sich Dinge erlaubte, die gar nicht vorhanden waren. Im
Lebigen ist hier weder Zeit noch Ort zu solchen Aus-
sicherungen. Wir werden gleich zu Tisch gehen.“

Aus dem Musikalon sang ein altes Liebeslied wie ein
Hauch aus vergangenen Tagen herüber.

Eine flammende Woge ergoß sich über Andreas Antlitz.
Es bißte etwas in seinen Augen auf, unheimlich, un-
erträglich und Henriette wurde sich bewußt, daß aus dem
verächtlichen Grinsen Andreas, dem sie einst ihre Hand ge-
schenkt, ein fester, zielbewußter Mann geworden. Ihr ent-
ging auch nicht, daß dieser Mann nicht alltäglich aus-
sah in seiner außergewöhnlichen, interessanten Eigenart. Nicht
so schön wie sein Vater. Die einst schwärzlichen blauen
Augen waren trüb und trüb geworden und spöttische Lich-

ter flammten darin ganz seltsam auf. Das einst helle
Haar war jetzt dunkelbraun, nur mit einem leisen,
rötlichen Schimmer. Kurzgeschneitten legte es sich in leichten
Wellen um die hohe Stirn. Die schmale, scharfgebogene
Nase die Andreas Vater hatte, gab diesem Antlitz ein ganz
besonders vornehmendes Gepräge und der glattrasierte Mund
sprach von Energie und Tatkraft.

Und Henriette Bauer hatte plötzlich die Empfindung,
als wäre sie einst in Jugendtagen leichtfertig an ihrem
Glück vorbeigegangen.

Sie hörte gar nicht auf die entrüsteten Worte, die Andreas
zu ihr sprach — sie hatte einen seltsamen, verlorenen
Klang im Ohr, der ihr jeden Gedanken nahm. Endlich
riß sie sich zusammen und gab sich Mühe, Andreas zu ver-
stehen, der sich in überstürzten Worten erregte.

„Betrachten hast du mich und mich betrachten hast du unsere
junge Liebe, die so hell, so klar und rein wie ein Spring-
quell unsere jungen Herzen überflutete. Ich weiß heute
nicht, warum ich es damals unterließ, es meinem Vater
ins Gesicht zu schreien, daß du uns alle verrietest, indem
du dein Weib wurddest. Vielleicht wollte ich dich schonen,
vielleicht wollte ich dich ausstrahlen, indem ich dich dem
Abgrund zugleitete ließ, indem du mir entgegen müdest
wenn noch nicht alles Übergeßel in die erlöschende war.“

„Wenn du nicht augenblicklich schweigst“, rief Henriette,
erregt aufspringend, „so werde ich deinen Vater bitten,
daß er mich gegen deine Beleidigungen schützt.“

Andreas lachte spöttlich.

„Wenn du nicht so feige wärest, schönste Frau Henriette

Der Demokrat

Herausgeber: Dr. H. R. Sonderegger

Verlag, Redaktion, Verwaltung: Telefon Nr. 106 Heiden, Postfach Nr. 18 203; Bezugspreis: 12 Monate Fr. 12.50, 6 Monate Fr. 6.25, 3 Monate Fr. 3.15, Einzelnummer 15 Rp.



Druck und Versand: H. Eugster, Heiden

Tel. Nr. 9. — Anzeigen: per mm einpaltig 6,5 Rp., außerkantonale 8 Rp., Minimalpreis Fr. 1.30, Reklamen p. mm 20 Rp. Ausgabe: Dienstag, Donnerstag und Samstag

Nr. 1

Heiden, Samstag den 21. März 1936

1. Jahrgang

Unser Wanderpruch.

Es gibt neben dem blinden Lobpreisen der Heimat eine ganz andere und schwerere Pflicht, nämlich sich auszubilden zum erkennenden Menschen, den die Wahrheit und die Verstandlichkeit mit allem Geistigen über alles geht, und der aus dieser Erkenntnis auch seine wahre Bürgerpflicht ableiten können, wenn sie ihm nicht schon mit seinem Temperament angeboren ist.

Vollends im Reiche des Gedankens gehen alle Schlagbäume billig in die Höhe. Es ist des Höchsten nicht so viel über die Erde gestreut, daß heute ein Volk sagen könnte, wir genügen uns vollständig, oder auch nur: wir bezuzugten das Eingeständnis. Im geistigen Gebiet muß man einfach nach dem Höheren und Höchsten greifen, das man erreichen kann.

Jakob Burckhardt.

Mitteilungen des Herausgebers.

Die bestellten Abonnemente gelten vom 1. April 1936 an; die im März erscheinenden Nummern werden den Abonnenten gratis zugestellt.

Ich bitte die Abonnenten, den Bezugspreis je nach ihrer Bestellung unter die Adresse „An den Verlag des Demokrat Heiden“ bis zum 10. April 1936 auf das Postfach-Konto Nr. 18 203 einzuzahlen, und zwar:

für 12 Monate: Fr. 12.50,
für 6 Monate: Fr. 6.25,
für 3 Monate: Fr. 3.15.

Nachher erfolgt der Einzug durch Nachnahme.

Die Inserate können sowohl beim Verlag (Haus zur Rufe am Kirchenplatz, Heiden, Telefon 106) als auch in der Buchdruckerei H. Eugster im Rosental aufgegeben werden.

Zur Orientierung der Inserenten teilen wir mit, daß „Der Demokrat“ schon jetzt in sämtlichen Gemeinden des Kantons Appenzell A. Rh. zahlreiche Abonnenten und außerhalb des Kantons, vor allem in den umliegenden Gemeinden, eine große Leserschaft besitzt.

Die amtlichen Mitteilungen der kantonalen Amtsstellen sowie familiärer Gemeinden des Kantons werden in besonderer Spalte rechtzeitig und regelmäßig veröffentlicht, ebenso die Justizdienstmitteilungen und die Marktberichte von Herisau und Albstadt.

Einsendungen, Berichte, Zuschriften über den Inhalt des Blattes, Reklamationen, Anfragen, die im Briefkasten beantwortet werden, usw. sind an den Unterzeichneten zu richten.

Ich danke allen Interessenten für die bisherige, überaus erfreuliche Unterstützung und hoffe, daß sie als Abonnenten und Inserenten zum weiteren Ausbau der Zeitung beitragen werden.

Dr. H. R. Sonderegger.

Zur Einführung

Ich würde in dieser von Papier überschwemmten Zeit, da große Teile des Volkes kaum mehr eine Zeitung zu halten vermögen, kein neues Blatt herausgeben, wenn ich nicht das Bewußtsein hätte, eine bestimmte Aufgabe erfüllen zu müssen.

Wir rühmen uns, in unserm Staatswesen die älteste Demokratie zu besitzen. Der Wille des Volkes soll entscheiden. Wir wollen keinen Führer und keine Masse mit wollen. Wir sind ein freies Volk, das aus selbständig denkenden Bürgern und Bürgerinnen besteht. Der freie Mensch ist die Voraussetzung einer freien Gemeinschaft und nur in einer solchen können die höchsten Ziele der Menschheit verwirklicht werden. Gerechtigkeit und Menschlichkeit sind untrennbar mit der Freiheit verbunden.

Die politische Demokratie ist die Staatsform dieser Lebensauffassung. Sie überträgt dem Bürger die Entscheidung über das Geschick des Landes und die Verantwortung dafür. Sie setzt als selbstverständlich voraus, daß er das Wohl des Volkes über alles stellt und nicht ruhen werde, bis die Forderungen der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit in allen Lebensgebieten erfüllt sind.

Im vergangenen Jahrhundert haben tüchtige Männer die besten Ueberlieferungen früherer Zeiten zu einem großen staatsrechtlichen Werke zusammengefaßt: zur Bundesverfassung von 1848 und 1874. Man mag vereinzelte Bestimmungen als veraltet betrachten; aber neben ihr gibt es nur noch ein Werk, das ihr ebenbürtig ist: das Sozialgesetzbuch des großen Herrn Huber. Die Bundesverfassung ist auch heute noch mehr als bloßes Grundgesetz des Staates; sie ist der Ausdruck unserer demokratischen Lebensauffassung und unseres politischen Lebenswillens.

Aber was die führenden Schichten der letzten Jahrzehnte aus diesem Werke gemacht haben, ist jämmerlich. Sie haben die Schweizergeschäftsdemokratie aufgebaut. Unter dem Schutzmantel der Freiheit wurde die Demokratie zum Tummelplatz des Geschäftsimperialismus, auf dem sich das, was man wirtschaftliche Tüchtigkeit nannte, hemmungslos austoben konnte. Die Würde des Menschen verlor ihren Wert; an ihre Stelle trat das Geld. Das Geld allein gibt den Maßstab für alles. Tüchtig und ansehnlich ist derjenige, der viel Geld erworben hat; weniger ist er als Mensch und als Bürger wert, das fällt nicht in Betracht. Trotz aller großen Worte war noch kein Geschlecht so arm an Geist, an Verantwortung, an Verbundenheit mit dem Mitmenschen, wie das unsere. Der beste Beweis liegt darin, daß die herrschenden Kreise während fünf Jahren das

ganze arbeitende Volk in der Krise versinken lassen, ohne einen einzigen Vorteil und ein einziges Nozmittel zu opfern.

Der Tiefpunkt dieser Entwicklung ist mit dem Uebertritt des Verwaltungsrates und Geschäftsvorstandes in die führenden Stellen des öffentlichen Lebens erreicht. Aus der Schweiz ist eine unpopuläre Klientelgesellschaft geworden, die den Ausgegliederten der Macht reiche Erträge an Gütern und Ehren abwirft und das Volk in der Krise verkommen läßt.

Wir aber sind der Ansicht, daß die unsterblichen Grundgedanken der Demokratie, Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, keine leeren Worte sein dürfen.

Dem Geld und der Macht haben sich auch die Parteien willig unterzogen. An die Stelle des gemeinsamen Suchens nach der besten Lösung ist der Kampf um die Macht getreten. Die Form der Demokratie blieb bestehen; aber ihr Inhalt ging verloren. Es ging noch mehr verloren: in diesem Kampf um die Macht gibt es keine Menschlichkeit, keinen Anstand, keine Rücksicht. Was der einfache Anstand im Privatleben verbietet, ist hier erlaubt. Die Politik ist tatsächlich zur Dürre geworden; aber das liegt nicht an ihr, sondern an denen, die sie betreiben.

Damit ist eine Aufgabe klar umschrieben: wir kämpfen um jene Demokratie, wie sie von den Gründern der Schweiz und den Zuspätkern der Bundesverfassung verstanden wurde. Wir kehren zu den reinen Quellen zurück. Wir lassen den Staat und seine Macht nicht zum Götzen machen, weil der Mensch nicht um des Staates, sondern der Staat um des Menschen willen da ist.

Die andere Aufgabe liegt ebenfalls klar vor uns. Es ist die eigentliche Aufgabe unseres Jahrhunderts und von ihrer Lösung hängt es ab, ob die schweizerische Demokratie bestehen oder untergehen wird. Wir haben die Aufgabe, die politische Demokratie unserer Vorfahren zur wirtschaftlichen Demokratie auszubauen. Die Forderungen der Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit erschöpfen sich nicht in einigen politischen Reden und ein wenig Staatsfürsorge. Sie machen nicht halt an den Grenzen der Wirtschaft. Eine Wirtschaft, die nicht insland ist, das Dasein der Bürger zu sichern, sie vor Not und Elend zu bewahren, ihren Aufstieg zu einem sorgenreichen Leben zu ermöglichen, ist unethisch, ist demokratisch und unethisch. Sie ist auf dem Grund der Wirtschaft kein Sonderfall unserer Wirtschaftsordnung. Sie gehört zu ihr; sie läßt nur ihre Fehler schärfer hervortreten. Eine Staatsleistung, die nach fünf Jahren Krise immer noch mit Rückschritten an der Oberfläche helfen will und nicht merkt, daß man die Wirtschaft

Der Appenzeller Bär.

Als noch der Abt mich tat regieren,
Da ging ich brav auf allen Bieren.

Doch als zur Freiheit ich erwacht,
Hab' ich mich kampfbereit gemacht

Und ausgerückt' den starken Rücken,
Wollt' keinem Herrn mich fügen können.

Hab' jeder Knechtschaft Band zerissen,
Der Freiheit Feinde arg verbissen.

Seut' ist es wieder an der Zeit,
Daß ich erwacht' zum alten Streit.

Ein neuer Herr das Volk bedröht,
Raubt ihm die Freiheit und das Brot.

Es ward des goldenen Mammons Knecht,
Ihm dient die Macht, ihm dient das Recht.

Der Kräfte schwarzer Todespflug,
Durchfurcht das Land. Nun ist's genug.

Wo man läßt Recht und Freiheit fallen,
Da fahr' ich drein mit Zahn' und Krallen

Und mo' der brave Arbeitsmann
In Not verkommt, da greif' ich an.

Ich greife an. Bleib ich allein?
Auch du wirst Kampfgefährte sein.

selber grundlegend in Ordnung bringen muß, um die Krise los zu werden, hat gegenüber dem entscheidenden Problem verfaßt und das Recht vernichtet, Führer des Volkes zu sein.

Man hat die neue Zeitung vorförmlich als freiwirtschaftliches Gebilde verstanden. Wir geht es nicht um Streit und fanatischen Janh. Wir geht es um die Frage, ob wir das entscheidende Problem unseres Jahrhunderts lösen wollen oder nicht, ob wir die schweizerische Demokratie retten und zum Wohl des ganzen Volkes ausbauen wollen oder nicht. Soll ich vielleicht für die kapitalistische Geschäftsdemokratie Propaganda machen? Selbstverständlich werde ich die Wirtschaftspragen von meiner Ueberzeugung aus behandeln und es wird auch von Geld und Währung die Rede sein. Aber der denkende Leser wird sich durch Schlage Worte nicht aufschrecken lassen, sondern die Sache selber prüfen und überdenken. Ich schreibe ja überhaupt nur für denkende Leser; die andern überlasse ich gerne den Parteien und ihrer Presse.

So ist unsere Aufgabe klar umschrieben. Ich habe das Blatt „Der Demokrat“ genannt, weil mir dieser schlichte Name alles sagt, was zu sagen notwendig ist. Und ich hoffe, daß der „Demokrat“ mehr und mehr zum Sammelplatz aller aufrichtigen Freunde des Volkes und des Vaterlandes werde.

Jürg Senatsch

Roman von Conrad Ferdinand Meyer

Vorbemerkung. Ich habe mich lange überlegt, mit welchem Roman ich das Festhalten des „Demokrat“ beginnen soll. Es ist nicht leicht, dem Geschmack aller Leser zu entsprechen. Die Frauen hätten gern eine schöne Liebesgeschichte, andere Leser bevorzugten Kriminal- und Abenteuer-Romane. Ich habe „Jürg Senatsch“ gewählt, weil dieser schone Schweizer Roman mit seinem lebensvollen Kampf für die Freiheit und die Rechte des Volkes am besten den Zielen entspricht, die mir mit unserer Zeitung verfolgen. Dabei bin ich überzeugt, daß auch die Leserinnen die spannende Geschichte mit größter Anteilnahme verfolgen werden, obwohl die Liebe ein tragisches Ende nimmt.

Erstes Buch.

Die Reise des Herrn Basler.

Erstes Kapitel.

Die Mittagssonne stand über der kahlen, von Felschuppen umragten Höhe des Julierpasses im Lande Bünden. Die Steinwände brannten und schimmerten unter den fliegenden feinkörnigen Strahlen. Zuweilen, wenn eine geballte Wetterwolke emporzauoll und vorüberzogen, schienen die Bergmauern näher heran-

zutreten und die Landschaft verengend, schroff und unheimlich zusammenzurücken. Die wenigen zwischen den Felszacken herunterhängenden Schneeflecke und Gletscherzungen leuchteten bald grell auf, bald wichen sie zurück in grünliches Dunkel. Es drückte eine schwüle Stille, nur das niedrige Gelfatter der Steinscherze regte sich zwischen den nackten Blöden, und von Zeit zu Zeit durchdrang der scharfe Pfiff eines Sturmes die Stille.

In der Mitte der sich befindenden Paghöhe standen rechts und links vom Saumpfad zwei abgebrochene Säulen, die der Zeit schon länger als ein Jahrtausend tragen mochten. In dem durch die Verwitterung bedenklich ausgehöhlten Brüche des einen Säulenschaftes hatte sich Regenwasser gesammelt. Ein Vogel hüpfte auf dem Rande hin und her und nippte von dem klaren Süsswasser.

Jetzt erscholl aus der Ferne, vom Echo wiederholt und verdoppelt, das Geknall eines Hundes. Hoch oben an dem steil ansteigenden, senken Pange hatte ein Bergmännchen im Mittagschloß gelegen. Nun sprang er auf, zog seinen Mantel fest um die Schultern und warf sich in kühnen Schwingen von einem vorragenden Felskante hinunter zur Einholung seiner Schatzkiste, die sich in weichen beweglichen Punkten nach der Tiefe hin verlor. Einer seiner zottigen Hunde lagte ihm nach, der andere, vielleicht ein altes Tier, konnte seinem

Sitzen nicht folgen. Er stand auf einem Vorsprung und wispelte hilflos.

Und immer schwiller und stiller glühte der Mittag. Die Sonne rückte vorwärts, und die Wolken zogen.

Am Fuße einer schwarzen, vom Gletscherwasser besetzten Felswand rieselten die geräuschlos sich herunterziehenden Silberfäden in das Becken eines kleinen Sees zusammen. Oipantische, felsam geförnte Felsblöcke umlagerten das reinnliche, die auf den Grund durchsichtige Wasser. Nur an dem einen fackern Ende, wo es, kalträchtig abfließend, sich in einem Eiseleite fahig grünen Wassers verlor, war sein Spiegel von der Höhe des Saumpfades aus sichtbar. An dieser grünen Stelle erschien jetzt und verschwand wieder der braune Kopf einer graubraunen Stute, und nach einer Weile wieder zwei Pferde behaglich auf dem Rasenfeld, und ein drittes schlürfte die kalte Zeit.

Endlich tauchte ein Wanderer auf. Aus der nebligen Landschaft herausragend, folgte er den Windungen des Saumpfades und näherte sich der Paghöhe. Ein Bergmännchen, ein weitergebrannter Gefell war es nicht. Er trug lässliche Tracht, und was er auf sein felleisen geschuldt hatte, schien ein leichter Ratsdegen und ein Katscherzmantelchen zu sein. Dennoch schritt er jugendlich elastisch bergan und schaute sich mit klugen klugen Blicken in der um fremdartigen Vergewelt um.

Jetzt erreichte er die zwei römischen Säulen. Hier entlegte er sich seines Ranzschens, lehnte es an den Fuß der einen Säule, wuschte sich den Schweiß mit seinem laubten Taschentuch vom Angesicht und entdeckte nun in der Föhlung der andern den kleinen Wasserbehälter. Darin erstarrte er sich Stirn und Hände, dann trat er einen Schritt zurück und betrachtete mit ehrfurchtsvoller Reugier sein antikes Baschbeden. Schnell bedacht zog er eine edlere Wiefeltasche hervor und begann eifrig die beiden ehrenden Teilmutter auf ein weißes Blatt zu zeichnen. Nach einer Weile betrachtete er seiner Hände Werk mit Befriedigung, legte das aufgeschlagene Buchlein sorgfältig auf sein Knielein, griff nach seinem Stöck, woran die Zeichen verschiedener Maße eingehert waren, ließ sich auf ein Knie nieder und nahm mit Genauigkeit das Maß der merkwürdigen Säulen.

„Hühnisch, sehr hoch“, sagte er vor sich hin. „Was treibt ihr da? Spionage?“ erörnte neben ihm eine gewaltige Dämonie.

„Ich frang der in seiner stillen Beschäftigung Gelförte empor und stand vor einem Grabsteine in großer Dienstracht, der seine blühenden Augen felleblich auf ihn richtete.“

Unerschrocken stellte sich der junge Reisende dem nie aus dem Boden Gelförten mit vorsepfertem Fuße entgegen und begann, die Sand in die Seite hemmend, in stehender, gerand-